

ALEXIS HENDERSON

*Das*

JAHR

*der*

HEXEN


Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Year of the Witching*  
erschien 2020 im Verlag ACE.  
Copyright © 2020 by Alexis Henderson

1. Auflage Mai 2021  
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten, auch die der vollständigen oder  
auszugsweisen Reproduktion, gleich welcher Form.  
Titelbild: Larry Rostant  
Vor- und Nachsatzpapier: Adobe Stock/Lucianus

ISBN 978-3-86552-911-4  
eBook 978-3-86552-912-1



*Für meine Mutter,  
der ich alles verdanke*

## Die Hure Babylon

Sie kam als Steißgeburt zur Welt, mitten in der Nacht. Die Hebamme Martha war gezwungen, sie an den Knöcheln zu packen und aus dem Mutterleib zu zerren. Schließlich rutschte sie doch noch widerstandslos aus dem Schoß, fiel schlaff in Marthas Arme und blieb vollkommen reglos wie ein Stein dort liegen.

Die Tochter der Hebamme stieß ein Stöhnen aus, das aus ihrem Bauch hervorzquellen schien. Sie packte die Falten des Nachthemds, dessen Saum schwarz von Blut war, machte aber keinerlei Anstalten, nach ihrem Kind zu greifen. Stattdessen wandte sie den Kopf ab, presste die Wange auf die Tischplatte und starrte quer durch die Küche zum Fenster über der Spüle hin, in die Wälder hinein.

»Ihren Namen«, forderte sie. Ihre Augen glänzten im Mondlicht. »Sag mir ihren Namen.«

Die Hebamme nahm die Kleine, schnitt die Nabelschnur durch und wickelte sie dann in ein Stück Sackleinwand. Das Kind lag kalt an ihrer Brust und sie hätte es für tot gehalten, wäre da nicht der Name gewesen, der am hinteren Teil ihrer Zunge zerrte, mit einem Geschmack, der so bitter war wie Galle und

doch so süß wie Wein. Aber sie wollte ihn noch nicht aussprechen. Zumindest nicht laut.

Mit letzter Kraft drehte die junge Frau auf dem Tisch sich zu ihr um. »Den Namen. Ich will den Namen hören.«

»Immanuelle«, stieß die Hebamme schließlich hervor. Es klang wie ein Fluch. »Man wird sie Immanuelle rufen.«

Bei diesen Worten begann das Mädchen auf dem Tisch zu lächeln. Die blauen Lippen zogen sich in die Breite, spannten sich. Dann lachte sie. Es war ein hässlicher und gurgelnder Laut, der durch die Küche und in den Flur hinaus hallte, wo der Rest der Familie saß und lauschte.

»Ein Fluch«, flüsterte sie und lächelte immer noch in sich hinein. »Ein kleiner Fluch, genau wie sie meinte. Wie sie es mir erzählte.«

Die Hebamme drückte das Kind an sich und spannte ihre Finger an, um ihr Zittern zu unterdrücken. Sie starrte auf ihre Tochter hinab, die erschöpft mit einer dunklen Pfütze zwischen den Beinen auf dem Tisch lag. »Genau wie wer dir erzählt hat?«

»Die Frau in den Wäldern«, flüsterte die Sterbende. Sie atmete kaum noch.

»Die Hexe. Die Dämonin. Die Hure Babylon.«

A woman with dark, curly hair is shown from the chest up, wearing a dark, long-sleeved dress with a prominent white collar. She is looking slightly to her right. The background is a soft-focus forest with trees and foliage. The overall tone is muted and atmospheric.

*Teil I*



**BLUT**



## Kapitel I

*Vom Licht kam der Vater.*

*Aus dem Dunkel die Mutter.*

*Das ist sowohl der Anfang als auch das Ende.*

*Die heiligen Schriften*

**I**mmanuelle Moore kniete am Fuß des Altars. Die Handflächen hatte sie zum Gebet zusammengelegt, den Mund leicht geöffnet. Über ihr ragte der Prophet in seinen schwarzen Samtroben auf. Sein Schädel war bis auf wenige Stoppeln rasiert, die blutigen Hände hatte er ausgebreitet.

Sie riskierte einen kurzen Blick zu ihm hinauf und folgte dabei der langen, zackigen Narbe, die vom Kopf bis auf die Schulter lief. Dabei dachte sie an ihre Mutter.

Mit einer geschmeidigen Bewegung wandte der Prophet sich von ihr ab. Seine Gewänder rauschten leise, als er sich dem Altar zuwandte, wo ein durch einen Bauchschnitt geopftes Lamm lag. Er legte eine Hand auf den Kopf des Lamms und ließ seine Finger tief in die Wunde gleiten. Als er sich wieder zu Immanuelle umdrehte, rann Blut an seinem Handgelenk hinab

und verschwand in den Tiefen des Gewandärmels. Ein paar Tropfen fielen auf die bereits fleckigen Steinfliesen unter seinen Füßen. Er bemalte sie mit dem Blut, mit warmen und festen Fingern, und folgte dabei den Kurven ihres Mundes vom höchsten Punkt ihrer Oberlippe bis zu ihrem Kinn. Dort verharrte er einen Augenblick, als wollte er noch einmal Luft holen. Als er sprach, klang seine Stimme rau und abgehackt. »Das Blut der Herde.«

Immanuelle leckte das Blut fort, es schmeckte salzig und nach Eisen, als sie sich aufrichtete. »Ehre sei dem Vater.«

Auf dem Weg zurück zu ihrer Kirchenbank bemühte sie sich, dem Lamm keinen Blick zu schenken. Es stammte aus der Herde ihres Großvaters, sie hatte es am gestrigen Abend als Opfer hergebracht, als die Kathedrale leer und dunkel gewesen war. Sie war nicht dabei gewesen, als es geschlachtet wurde, sie hatte eine Entschuldigung vorgebracht und sich nach draußen geschlichen, lange bevor die Apostel ihre heiligen Dolche erhoben. Aber sie hatte alles gehört, die Gebete und das Murmeln. Diese hatten die Schreie des Lamms übertönt, die klangen wie die eines Neugeborenen.

Immanuelle beobachtete, wie der Rest ihrer Familie zum Altar schritt, einer nach dem anderen wie in einer Prozession, und wie jeder der Reihe nach das Blut empfing. Ihre Schwester Glory war die Erste, sie ging in die Knie und folgte dem Propheten mit einem Lächeln. Glorys Mutter Anna, die jüngere der beiden Moore-Ehefrauen, nahm die Segnung hastig



entgegen und hielt sich dabei wie eine Glucke in der Nähe ihrer zweiten Tochter Honor, die sich das Blut von den Lippen leckte, als wäre es Honig. Zuletzt kam Martha, Abrams erste Frau und Immanuelles Großmutter. Sie nahm die Segnung des Propheten mit erhobenen Armen entgegen, mit zitternden Fingern, ihr Körper vom Licht des Vaters ergriffen.

Immanuelle wünschte, sie könnte so empfinden wie ihre Großmutter, aber wie sie da so in der Kirchenbank saß, war alles, was sie fühlte, die Restwärme des Lammbluts auf ihren Lippen und das unablässige Dröhnen ihres eigenen Herzschlags. Keine Engel hatten sich auf ihrer Schulter niedergelassen. Kein Geistwesen und auch kein Gott regte sich in ihr.

Als die anderen Gemeindemitglieder wieder Platz genommen hatten, hob der Prophet die Arme zu den Dachsparren empor und begann zu beten.

»Vater, wir treten vor Dich als Diener und Deine Jünger, die Dein Werk vollenden wollen.«

Rasch senkte Immanuelle das Haupt und schloss fest die Augen.

»Unter uns gibt es die, die dem Glauben unserer Ahnen fern sind. Die die Hand des Vaters nicht spüren und taub sind für Seinen Ruf. Für sie bitte ich um Seine Gnade. Ich bitte darum, dass sie keinen Trost finden mögen in der Dunkelheit der Mutter, sondern im Licht des Vaters.«

Bei diesen Worten hob Immanuelle vorsichtig ein Augenlid. Er hatte die Augen trotz des Gebets weit geöffnet. Für einen Augenblick hätte sie schwören können, dass der Prophet sie direkt ansah. Dass sein

Blick zwischen den Häuptionen und zitternden Schultern der anderen hindurch genau auf sie gerichtet war. Dieser Blick fing den ihren ein, dann wandte er sich rasch ab. »Das Königreich des Vaters komme!«

»Jetzt und für immerdar«, intonierte die Herde des Propheten.

Immanuelle lag am Flussufer, Schulter an Schulter mit ihrer Freundin Leah. Beide waren trunken von der Hitze der mittäglichen Sonne. Einige Meter entfernt hatte der Rest der Gemeinde sich versammelt. Für die meisten war die Schlachtung des Sabbat-Tages bereits zu einer entfernten Erinnerung geworden. Alles war friedlich und die Gemeinde zufrieden mit diesem Zustand.

Neben Immanuelle drehte Leah sich nun auf den Rücken, um in die prallen weißen Wolken hinaufblicken zu können, die über ihnen hingen. Sie war wunderhübsch in ihrem himmelblauen Chiffonkleid, dessen Rock sich sanft im Wind bauschte. »Das ist ein guter Tag«, sagte sie und lächelte, als die Brise sich auch in ihren Haaren verfing.

In den Schriften und Geschichten, den bunten Glasfenstern der Kathedrale oder den Bildern, die dort an den steinernen Mauern hingen, sahen die Engel immer aus wie Leah: mit goldenem Haar, blauen Augen, immer edel in Seide und Satin gekleidet, mit vollen Wangen und einer Haut, die so blass war wie die Perlen, die man aus dem Fluss fischen konnte.

Was Mädchen wie Immanuelle anging, die aus den Vororten stammten, einen dunklen Teint hatten,

rabenschwarze Locken und Wangenknochen, die vorsprangen, als wären sie aus Stein gemeißelt ... Nun, solche Mädchen erwähnten die Schriften nicht. Niemals. Es gab keine Statuen oder Gemälde mit Figuren darauf, die so aussahen wie sie, keine Gedichte, die über sie geschrieben wurden, und keine Legenden, die man um sie herum gewoben hatte. Sie blieben unerwähnt und unbekannt.

Immanuelle versuchte, diese Gedanken zu verdrängen, sie wollte nicht eifersüchtig auf die Freundin sein. Wenn jemand in dieser Welt verdiente, geliebt und bewundert zu werden, dann war das Leah. Leah mit ihrer Geduld und Tugendhaftigkeit. Leah, die, als alle anderen Kinder in der Schule Immanuelle als »Kind der Sünde« hänselten, quer über den Schulhof marschiert war, sie fest an die Hand genommen und ihr die Tränen mit dem Ärmel abgewischt hatte.

Leah, ihre Freundin. Die einzige, die sie hatte.

Und Leah hatte recht. Es war ein guter Tag. Es hätte ein beinahe perfekter Tag sein können, wenn da nicht die Tatsache gewesen wäre, dass es einer der letzten dieser Art war, einer der letzten Sabbat-Tage, die sie zusammen verbringen würden.

Seit Jahren hatten sich die beiden an jedem Sabbat nach dem Ende des Gottesdienstes getroffen. Im Winter hatten sie sich in eine leere Kirchenbank ganz hinten in der Kathedrale verdrückt und sich die Zeit mit Klatsch vertrieben. Aber in den warmen Jahreszeiten brachte Leah oft einen großen Picknickkorb voller Kuchen und Gebäck aus der Familienbäckerei mit. An guten Tagen gab es eine Auswahl von

Plätzchen und Weißbrot, von Scones und Keksen, und an den allerbesten Tagen das Stück einer Honigwabe oder etwas Marmelade dazu. Zusammen suchten sie sich einen Platz am Flussufer und aßen und schwatzten und kicherten, bis ihre Familien nach ihnen zu suchen begannen. So hatten sie es immer gehalten, als wären diese langen Nachmittage in den Flussauen sowohl der Anfang als auch das Ende ihrer eigenen kleinen Welt. Aber wie die meisten guten Dinge, die Immanuelle kannte, würden diese Nachmittage mit ihrer eigenen kleinen Tradition nicht andauern. In zwei Wochen würde Leah den Propheten heiraten. Nach diesem Tag würde sie, nachdem sie erst einmal beschnitten worden war, nicht länger Immanuelles Gefährtin sein, sondern die des Propheten.

»Ich werde Tage wie diesen vermissen«, brach Leah das Schweigen. »Ich werde das Gebäck vermissen, den Sabbat und auch die Zeit, die ich hier mit dir verbringe.«

Immanuelle zuckte mit den Schultern und zupfte an ein paar Grashalmen. Ihr Blick wanderte den mit Schilfgras gesäumten Flusslauf entlang, der sich weiter durch die Heidelandschaft wand, bis er sich schließlich im fernen Wald verlor, verschlungen von den Schatten dort. Wie das Wasser so durch die Flussauen und Weidenbäume gluckerte, weckte es in ihr den Wunsch, aufzustehen und ihm zu folgen. »Gute Dinge enden eben.«

»Nichts endet«, korrigierte Leah. »Es ist ein Anfang. Wir werden eben einfach erwachsen.«

»Erwachsen?«, grummelte Immanuelle. »Ich blute ja noch nicht einmal.«

Das entsprach der Wahrheit. Sie war beinahe 17 Jahre alt und hatte noch niemals geblutet. Alle anderen Mädchen in ihrem Alter waren bereits so weit, schon seit Jahren, aber nicht Immanuelle. Martha war schon vor Monaten kurz davor gewesen, sie für unfruchtbar zu erklären. Sie sollte wohl nicht bluten, keine Ehefrau werden, keine Kinder bekommen. Sie würde so bleiben, wie sie jetzt war, alle anderen würden erwachsen werden, sie überholen und hinter sich zurücklassen. So wie Leah es in ein paar Wochen tun würde. Das war alles nur eine Frage der Zeit.

»Du wirst schon eines Tages bluten«, verkündete Leah jetzt mit fester Stimme, als müsste sie es nur bestimmt genug sagen, um es wahr werden zu lassen. »Warte noch ab. Das wird wie eine Krankheit vorübergehen.«

»Das ist keine Krankheit«, widersprach Immanuelle. Immer noch schmeckte sie den salzigen Geschmack des Lamdbluts auf den Lippen. »Es sind meine Sünden.«

Allerdings war Immanuelle nicht sicher, um welche Sünde es sich handelte. Sie war zu oft vom Weg des Glaubens abgewichen, hatte heimlich gelesen, die heiligen Gebote gebrochen oder vergessen, ihre Abendgebete zu sprechen, und war eingeschlafen, ohne gesegnet zu sein.

Vielleicht hatte sie sich morgens auf den Weiden zu oft in Tagträumen verloren, wenn sie auf die Schafherden hätte achtgeben müssen. Oder vielleicht war

sie nicht dankbar genug gewesen, wenn man ihr zum Abendbrot eine Schüssel kalten Haferschleim in die Hand gedrückt hatte. Eines wusste Immanuelle aber immerhin: Sie hatte zu viele Sünden begangen, um sie zählen zu können. Es war kein Wunder, dass sie des Blutsegens, den der Vater allen Frauen spendete, nie teilhaftig geworden war.

Wenn Leah von den vielen Sünden Immanuelles wusste, dann erwähnte sie sie nicht. Stattdessen winkte sie mit einer kurzen Handbewegung ab. »Sünden kann man vergeben. Wenn unser guter Vater im Himmel es so will, dann wirst du auch bluten. Und sobald du es tust, wird ein Mann dich erkennen. Dann wirst du ihm gehören und er dir. Und dann wird alles so sein, wie es sein sollte.«

Immanuelle erwiderte nichts darauf. Blinzelnd, um sich vor der Sonne zu schützen, ließ sie den Blick über die Wiese zum Propheten schweifen, der dort inmitten seiner Ehefrauen stand und sowohl ihnen als auch seinen Kindern seinen Segen und seinen Rat bot. Alle Frauen trugen identische Kleider aus einem stumpfgelben Stoff, der Farbe von Narzissenblüten. Sie alle trugen das heilige Siegel, einen achtzackigen Stern, den man ihnen zwischen die Augenbrauen geritzt hatte. Alle Frauen von Bethel wurden an ihrem Hochzeitstag so markiert.

»Ich kümmere mich lieber um meine Schafe«, erklärte Immanuelle schließlich.

»Und was wird aus dir, wenn du alt bist?«, wollte Leah wissen. »Was dann?«

»Dann bin ich eine alte Schaffhirtin«, gab Immanuelle

zurück. »Ich werde eine alte Schachtel sein, die Schafe hütet.«

Leah lachte. Es war ein lauter, aber hübscher Klang, der die Blicke zu ihnen herüberschweifen ließ. Das war ganz typisch für sie.

»Und was, wenn ein Mann dich um deine Hand bittet?«

Immanuelle schmunzelte. »Kein guter Mann, der noch alle sieben Sinne beisammenhat, würde etwas mit mir zu tun haben wollen.«

»Unfug.«

Immanuelles Blick schweifte hinüber zu einer Gruppe junger Männer und Frauen in ihrem Alter. Vielleicht etwas älter. Sie sah sie lachen und flirten und wie sie sich selbst in Szene setzten. Die Jungen warfen sich in die Brust, die Mädchen planschten im flachen Wasser des Flussufers und hatten die Rocksäume hoch über die Knie gezogen, um sie dem fließenden Wasser zu entziehen und so den Unterströmungen zu entkommen, aus Furcht vor den Teuflichen, die in den Tiefen des Flusses lauerten.

»Du weißt, dass ich dich immer noch besuchen werde«, sagte Leah, als ob sie spürte, was Immanuelle befürchtete. »Du wirst mich an den Sabbat-Tagen treffen, und nach meiner Klausur werde ich dich auf den Weiden besuchen. Jede Woche, wenn ich kann.«

Immanuelle widmete ihre Aufmerksamkeit jetzt dem Weidenkorb, der vor ihnen stand. Sie nahm sich ein großes Stück Brot heraus und strich frisch gestampfte Butter und einen Klecks blutrote Himbeermarmelade darauf. Sie biss kräftig hinein und sprach

dann mit vollem Mund. »Der heilige Bezirk ist weit weg von der Heide.«

»Ich werde schon eine Möglichkeit finden.«

»Es wird doch nicht dasselbe sein«, gab Immanuelle zurück. Den Worten mangelte es an Großzügigkeit, was sie unwillkürlich dazu brachte, sich selbst dafür zu hassen.

Leah zog den Kopf ein wenig ein und senkte ihn mit verletztem Blick. Sie drehte den Ring, den sie an der Rechten trug, mit dem Daumen um den Finger herum. Das war eine nervöse Geste, die sie sich in den Tagen nach ihrer Verlobung angewöhnt hatte. Der Ring war sehr hübsch, ein goldenes Band mit einer kleinen Perle aus dem Fluss. Wahrscheinlich war er ein Erbstück, das von Frauen früherer Propheten auf Leah gekommen war.

»Es wird schon reichen«, erwiderte Leah, aber es klang seltsam hohl. Dann, so als wollte sie sich selbst überzeugen, fügte sie noch hinzu: »Es wird reichen müssen. Selbst wenn ich die Straßen auf dem Pferd des Propheten selbst hinabreiten müsste, werde ich es irgendwie schaffen, dich zu treffen. Ich werde nicht zulassen, dass sich etwas ändert. Ich schwör's.«

Immanuelle wollte ihr glauben, aber sie war zu gut darin, Lügen als solche zu erkennen, und wusste, dass da irgendein falscher Unterton in Leahs Stimmenschwang. Doch sie erwähnte das nicht. Nichts Gutes würde dabei herauskommen, Leah war an den Propheten gebunden, und das war immer so gewesen, seit er vor zwei Sommern einen einzigen Blick auf sie geworfen hatte. Der Ring, den sie trug, war nur ein



Platzhalter, ein in Gold geschmiedetes Versprechen. Zu angemessener Zeit würde dieses Versprechen in einem Samen, den er in sie setzte, Gestalt annehmen. Leah würde ein Kind gebären, der Prophet würde wieder seinen Samen einpflanzen und wieder und wieder. Das tat er mit all seinen Frauen, solange sie jung genug waren, die Früchte seiner Lenden zur Welt zu bringen.

»Leah!«

Immanuelle hob den Blick und erkannte, dass die jungen Leute, die am Flussufer herumgealbert hatten, winkten und näher herankamen. Es waren vier. Zwei Mädchen, eine hübsche Blonde, die Immanuelle nur von knappen Begrüßungen auf dem Schulkorridor kannte, und Judith Chambers, die neueste Gemahlin des Propheten. Dann waren da die Jungen. Peter, der mit seinen breiten Ochschultern wie ein Bauernknecht aussah und auch etwa so intelligent war. Er war der Sohn des ersten Apostels. Neben ihm ging blinzelnd, weil er in die Sonne sah, Ezra, der Sohn und Nachfolger des Propheten.

Ezra war groß und dunkelhaarig und besaß kohlschwarze Augen. Er war recht hübsch, beinahe zu hübsch, und zog die Blicke selbst der tugendhaftesten Ehefrauen und Töchter auf sich. Auch wenn er kaum älter als 19 war, trug er schon einen der Dolche der Apostel an einer Kette um den Hals. Eine Ehre, die die meisten Männer in Bethel trotz aller Bemühungen ein Leben lang nicht erreichten.

Das blonde Mädchen, Hope, das Leah angesprochen hatte, ergriff zuerst das Wort. »Ihr beiden seht wirklich so aus, als würdet ihr den Tag genießen.«

Leah hob eine Hand an die Augen, um den Blick gegen die Sonne abzuschirmen, und lächelte. »Wollt ihr euch zu uns setzen?«

Immanuelle fluchte innerlich, als die vier sich neben sie ins Gras setzten. Der Ochse, Peter, begann den Inhalt des Korbs zu durchwühlen und bediente sich kräftig an Brot und Marmelade. Hope drängte sich zwischen Immanuelle und Leah und begann sofort, den neuesten Tratsch zu erzählen, über ein Mädchen, das man doch wahrhaftig an den Pranger auf dem Marktplatz stellen würde, weil es einen armen ansässigen Farmer zum Ehebruch verführt hatte. Ezra beanspruchte den Platz gegenüber von Immanuelle. Judith setzte sich so dicht neben ihn, dass sich ihre Schultern berührten.

Das Geschwätz ging weiter und Immanuelle versuchte nach Kräften, sich selbst klein und unscheinbar zu machen. Sie wünschte sich, sie wäre unsichtbar. Im Gegensatz zu Leah fühlte sie sich in Gesellschaft nie ganz wohl. Im Vergleich zur Eleganz und dem Charme Hopes, Leahs und Judiths, so glaubte sie, wirkte sie so langweilig wie eine der mit Maiskörnern ausgestopften Puppen ihrer Schwester.

Auf der anderen Seite des Picknickkorbs saß Ezra und schwieg. Sein Zeremoniendolch glitzerte in der Sonne. Er wirkte geistesabwesend, beinahe gelangweilt. Er gab sich nicht einmal die Mühe, ab und an mit einem Nicken zu bestätigen, dass er der Unterhaltung noch folgte. Sein Blick schweifte über die in der Ferne liegenden Felder der Ebene, von Osten nach Westen und wieder zurück. Er spähte in Richtung des

Horizonts, als suchte er etwas, und Immanuelle fragte sich unwillkürlich, was das sein mochte. Noch war die erste Vision nicht über Ezra gekommen. Die würde er wohl auch erst erleben, wenn das Leben seines Vaters zu einem Ende gekommen war. So war die Nachfolge geregelt, der Aufstieg eines jungen Propheten an die Macht bedeutete unweigerlich das Dahinscheiden seines Vorgängers.

Neben Ezra lutschte Judith sich ein wenig Butter von den Fingerspitzen und warf Immanuelle durch das Dickicht ihrer Wimpern einen scharfen Blick zu. Sie trug ein gelbes Kleid wie die anderen Frauen des Propheten auch, aber es war ein wenig zu knapp, um wirklich anständig zu wirken. Rock und Untergewand bauschten sich um ihre Beine, das Mieder war eng geschnürt, grub sich in ihre Taille und betonte ihre Hüften, die sich unter den Falten ihrer Unterröcke abzeichneten. Das Siegel zwischen ihren Augenbrauen war immer noch rosarot und ein wenig geschwollen, aber es heilte gut.

Immanuelle erinnerte sich an den Tag, an dem Judith das erste Mal den Blutsegen empfangen hatte. Sie drei, Leah, Immanuelle und Judith, hatten draußen am Rand des Schulhofs Pilze gepflückt, als Judith plötzlich zu weinen begonnen hatte. Sie hatte den Rock ihres Kleids bis über ihre Knie gehoben und somit einen feinen Blutfaden enthüllt, der ihr rechtes Bein hinab bis in ihren Stiefel rann. Die Lehrerin hatte sie rasch beiseitegenommen, nicht ohne, wie Immanuelle trotz des Flüstertons gehört hatte, Judith zuzuraunen: »Du bist eine Frau. Jetzt bist du eine Frau.«

Und das war sie.

Judith hatte ihre Kindheit schnell und bereitwillig hinter sich gelassen. Sie hatte ihre geflochtenen Zöpfe gelöst und die Haare hochgesteckt, hatte Kittel und Schürze mit Korsett und Mieder getauscht und all das Benehmen und die Feinheiten des Frauseins auf eine Weise angenommen, dass man glauben konnte, sie wäre damit geboren.

Judith leckte sich das letzte bisschen Butter von den Fingern und beugte sich zu Immanuelle. So nahe, dass diese den süßen Duft ihres Parfüms wahrnahm. »Ist es wahr, was man über dich sagt?«

Mit dieser Frage hatte Immanuelle nicht gerechnet, auch wenn sie das nicht hätte überraschen sollen. Es war die gleiche Frage, die immer in den Augen jedes einzelnen Klatschmauls in Bethel stand. Alle tuschelten das Gleiche seit der Nacht, in der ihre Mutter den Dolch des Propheten gegen ihn eingesetzt hatte. Sie hatte ihm beinahe die Kehle aufgeschlitzt, bevor sie in die Dunklen Wälder geflohen war. Man sprach ihren Namen aus, als wäre er etwas Faules, das man irgendwie dennoch genoss.

Immanuelle gab vor, nicht zu wissen, worauf Judith anspielte.

»Kommt drauf an«, erwiderte sie. »Was sagt man denn so?«

Judith zuckte mit den Schultern und schmunzelte. »Nun, ich nehme an, wenn du es noch nicht mitbekommen hast, dann kann es auch nicht wahr sein.«

»So wird es wohl sein«, nuschte Immanuelle zwischen zusammengedrückten Zähnen hervor.

Judith legte den Kopf auf die Seite. »Du hast also keine Gabe?«, wollte sie wissen.

Immanuelle schüttelte den Kopf.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der die Gaben des Vaters nicht selten gewesen waren. Vor langer Zeit, im Zeitalter des Lichts, hatte der Vater viele mit der Macht gesegnet, Außergewöhnliches zu schaffen und Wunder zu tun. Doch seit dem heiligen Krieg und der dunklen Zeit, die darauf folgte, waren diese Gaben selten geworden. Mit jedem Jahr, das verging, wurden die, die sie empfangen, weniger, denn die Heiligen der Alten Tage wanderten ins Grab und nahmen ihre Macht mit sich. Jetzt war Martha eine der wenigen Hebammen in Bethel, die die Gabe der Namensgebung besaßen, und nur die Propheten verfügten noch über die Gabe des Zweiten Gesichts. Sogar unter den Aposteln waren nur wenige Auserwählte, welche die Macht der Einsicht hatten, die ihnen ermöglichte, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden, oder Heiler waren. In Immanuelles Generation hatte nur eine Handvoll eine Gabe verliehen bekommen, Lieb-linge des Vaters. Und als eine, die als Bastard geboren war, war Immanuelle alles andere als das.

»Schade«, meinte Judith und hob den Blick. »Ich hatte gehofft, dass es wenigstens etwas gäbe, das an dir bemerkenswert ist. Wenn man es so recht bedenkt ...«

Immanuelle horchte auf. »Wenn man was recht bedenkt?«

Judith hob eine perfekte Braue, ein grausames Lächeln huschte über ihre Lippen. »Na ja, ich meine natürlich deine Mutter.«

Immanuelle hatte gewusst, dass ihre Mutter früher oder später zur Sprache kommen würde. Das war immer der Fall. Aber etwas an der Art, auf die Judith das nun sagte, verdoppelte die erwartete Schmähung und ließ sie mehr schmerzen als sonst.

Einen langen Augenblick herrschte Stille, abgesehen vom Gluckern des Flusses und dem Summen der Wespen, die um die Wildblumen herumschwirrten. Selbst das entfernte Plappern der anderen Kirchgänger schien zu verstummen und im Rauschen der nahen Wälder, die sich in der Brise wiegten, unterzugehen. Dann ...

»Weißt du«, begann Immanuelle. »Jetzt, wo ich darüber nachdenke ... Ich habe tatsächlich einen Hang dazu, nackt in den Wäldern zu tanzen. Mit den Dämonen und Teufeln natürlich. Es ist zwar schwer, die Zeit dafür aufzubringen, bei all den Schafen, die ich zu hüten habe, aber wenn der Vollmond aufgeht, dann gebe ich mein Bestes.« Sie lächelte Judith freundlich zu. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, nehme ich an.«

Eine Pause entstand, in der jemand scharf die Luft einsog. Leah runzelte die Stirn, als die Gruppe wieder vollkommen still wurde und schwieg.

Zum ersten Mal, seit der Sohn des Propheten, Ezra, Platz genommen hatte, wandte er nun seinen Blick vom Horizont ab und richtete ihn direkt auf Immanuelle.

In diesem Augenblick wusste sie, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Einen dummen Fehler voller Sünde, der im Zorn begangen worden war, einen

Fehler, für den sie zweifellos mit einem Tadel oder Prügeln bestraft werden würde. Vielleicht auch mit einem Tag am Pranger auf dem Markt.

Doch dann verzogen sich sehr zu ihrer Überraschung Ezras Lippen zu einem schiefen Grinsen. Er begann zu lachen. Es war kein gemeines Lachen, sondern ein lautes, fröhliches, das tief aus dem Bauch zu kommen schien. Seine Schultern schüttelten sich, das schwarze Haar fiel ihm in die Augen. Nach einem Augenblick schloss Peter sich ihm mit einem bellenden Lachen an, das über den Kirchhof hallte und die Blicke derer auf sich zog, die im Schatten der Kathedrale standen. Das ließ Ezra nun umso lauter lachen. Nach einigen Sekunden schlossen sich Leah und Hope ihnen an, bis endlich auch Immanuelle ein kleines Lächeln wagte. Bevor es jemandem in der Runde wirklich klar war, lachten sie alle zusammen wie eine Gruppe Freunde, die sich schon ewig kannten.

Alle außer Judith, die nur wenig mehr zustande brachte als ein kurzes, indigniertes Hüsteln, während sie sich erhob. Sie packte Ezra am Arm und zog ihn mit sich. Er drehte sich im Aufstehen noch einmal zu Immanuelle um und warf ihr dieses schiefe Lächeln zu, das für ihn so typisch war.

»Bis zum nächsten Sabbat«, rief er über die Schulter, als Judith ihn wieder zur Kathedrale drängte, fort von Immanuelle. Doch bevor er im hohen Gras verschwand, über das der Wind hinwegstrich, hielt er noch einmal inne und wandte sich zu ihr um. Etwas flackerte in seinen Augen auf.

In diesem Augenblick hätte Immanuelle schwören können, dass er bis auf den Grund ihrer Seele geblickt hatte.





## Kapitel 2

*Denn der Vater ist gütig,  
und seine Güte währet immerdar.  
Er lächelt herab aus dem Himmel,  
um seine Herde mit seinem Segen zu bedenken,  
damit sie Frieden finde in seinem Licht.*

*Die heiligen Schriften*

**A**n diesem Abend versammelten sich die Moores zu ihrem traditionellen Sabbat-Abendmahl. Martha rührte in einem dampfenden Kessel mit Hühnereintopf, der an einem eisernen Haken über dem prasselnden Herdfeuer hing, und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Während sie am Herd stand, hatte Anna beide Hände im Brotteig versenkt und verknetete Leinsamen und gehackte Walnüsse darin. Dazu sang sie Kirchenlieder. Immanuelle huschte zwischen beiden hin und her, erledigte verschiedene Aufgaben und versuchte ihr Bestes, eine Hilfe zu sein. Sie war ungeschickt, was Küchenarbeiten anging, tat aber, was sie konnte, um die, die diese Arbeiten besser beherrschten, zu unterstützen.

Die immer fröhliche Anna war die Erste, die das Schweigen brach. »Es war ein schöner Gottesdienst heute Morgen, nicht wahr?«

Immanuelle setzte einen Zinnteller am oberen Ende des Tisches ab, vor den leeren Stuhl ihres Großvaters. »Das war es wirklich.«

Martha erwiderte nichts.

Anna vergrub aufs Neue ihre Hände im Brotteig. »Als der Prophet sprach, verging mir der Atem. Mein Herz blieb beinahe stehen. Dieser Mann ist wahrlich ein Jünger des Vaters. Mehr als andere Propheten. Wir haben Glück, dass er uns führt.«

Immanuelle legte einen Löffel neben Marthas Teller und einen anderen neben Honors Schale, ein kleines, hölzernes Ding, das sie selbst vor ein paar Sommern geschnitzt und poliert hatte. Damals war das Kind selbst nicht größer als eine kleine Elritze in Annas Schoß gewesen. Für Annas Älteste, Glory, hatte Immanuelle den Messinglöffel bestimmt, den sie am liebsten mochte, eine Antiquität, die Martha vor Jahren einem wandernden Händler abgekauft hatte.

Glory besaß wie ihre Mutter einen Hang zu schönen Dingen: Bändern und Spitze und Süßigkeiten und anderen schönen und angenehmen Dingen, die die Moores sich nicht leisten konnten. Aber Immanuelle versuchte nach Kräften und wann immer es ihr möglich war, das Mädchen mit kleinen Geschenken zu verwöhnen. Es gab so wenige wirklich schöne Dinge im Haus. Die meisten der Schätze und schönen Kleinigkeiten waren im tiefsten Winter verkauft worden, um die schlechte Ernte und das Vieh auszugleichen, das

man im letzten Sommer an die Seuche verloren hatte. Wenn es nach Immanuelle ging, sollte Glory wenigstens den Löffel haben, eine Winzigkeit, um das Fehlen jeglichen Glanzes in ihrer aller Leben auszugleichen.

Als das Essen fertig war, trug Martha den Kessel mit dem Eintopf zum Tisch und setzte ihn mit einem hörbaren Knall ab, der durch das ganze Haus hallte. Prompt eilten Honor und Glory ins Esszimmer, begierig darauf, sich zu setzen und zu essen. Die Frauen nahmen als Nächste Platz, Immanuelles Großmutter Martha auf dem Stuhl am Fußende des Tisches, wie es Sitte war, Anna, die zweite Frau von Immanuelles Großvater, auf einem leeren Stuhl neben dem ihres Mannes, der ebenfalls leer war.

Nach ein paar langen Augenblicken war das Ächzen von Türangeln zu hören, da sich eine Tür öffnete, und dann das mühsame Schlurfen von Schritten, mit denen Abram die Treppen herunterkam. Ihr Großvater hatte einen schlechten Tag, das konnte Immanuelle an seinen Schritten hören und daran, wie er seinen steifen Fuß über die knarrenden Dielenbretter zog, während er auf den Tisch zukam. Wieder einmal hatte er sie alle nicht in die Kirche begleitet. Es war das dritte Mal in diesem Monat, dass er einen Sabbat hatte ausfallen lassen.

Vor langer Zeit war Abram einmal ein Apostel gewesen. Und ein mächtiger noch dazu. Er war die rechte Hand von Simon Chambers gewesen, einem Propheten, der vor dem jetzigen, Grant Chambers, auserwählt und ordiniert worden war. In dieser Funktion hatte Abram einen der sieben Höfe im

heiligen Bezirk besessen und vom Vater die Gabe der Einsicht verliehen bekommen. Mit 19 hatte er Martha geheiratet. Beide waren einander ebenbürtig, sowohl vom Alter als auch vom Rang her, dennoch hatte der Vater sie lange Zeit nicht mit Kindern gesegnet. Nach Jahren vergeblicher Hoffnung hatten Abram und Martha nur Miriam empfangen. Danach folgte eine Reihe von Totgeburten, alles Söhne. Viele behaupteten später, dass Miriams Geburt die Kinder verdammt habe, die nach ihr gekommen seien, und sagten, dass allein schon ihre bloße Existenz ein Fluch für den guten Namen des Hauses Moore gewesen sei.

Aufgrund von Miriams Verbrechen war Abram seines Titels als Apostel verlustig gegangen und mit ihm allen Landbesitzes, der damit einherging. Das Gut der Moores, das einst so groß gewesen war, dass es mit dem des Propheten konkurrieren konnte, wurde unter den anderen Aposteln und den nächsten Farmern aufgeteilt. Wie die Geier über Aas waren sie darüber hergefallen. Abram hatte nur den Bruchteil des Grund und Bodens, den er einst besessen hatte, für sich behalten können, und der lag im Schatten des berühmigten Waldes, an den er seine Tochter verloren hatte. So lebten sie nun ihr Leben in Jämmerlichkeit und Elend und waren gezwungen, sich eine Existenz zu bewahren, die sich aus dem zusammensetzte, was die mageren Viehweiden und die unergiebigem Maisfelder des Heidelands hergaben, auf die er Anspruch erheben durfte.

Es kam angesichts der Schande, die Miriams Sturz aus der Gnade des Vaters bedeutete, nicht

weniger als einem Wunder gleich, dass Anna sich einverstanden erklärt hatte, Abram vor 17 Jahren zum Altar zu folgen. Immanuelle hatte den Verdacht, ihre Loyalität zu Abram habe damit zu tun, dass Abram sie als kleines Mädchen mithilfe seiner Gabe geheilt hatte, als sie beinahe an Fieber gestorben war. Es war, als glaubte sie, sie schuldete ihm ihr Leben, und wäre fest entschlossen, diese Pflicht zu erfüllen. Vielleicht war das der Grund, warum ihre Liebe zu Abram eher der glich, mit der die Apostel den heiligen Vater ehrten, als der, mit der Mann und Frau sich zur Ehe zusammentun sollten.

Als Abram ins Esszimmer kam, begann Anna breit zu lächeln. Das tat sie immer. Aber Abram schenkte ihr keine Beachtung, während er über die Schwelle humpelte. Er hielt inne, um zu Atem zu kommen, und umklammerte dabei die Lehne eines kaputten Stuhls. Die rechte Seite seines Körpers schien verkrampft, die Fingerknöchel so verdreht, dass sie aussahen, als brächen sie gleich, sein Arm war angewinkelt und an die Brust gezogen, als trüge er ihn in einer unsichtbaren Schlinge. Er hinkte, weil das linke Bein nach außen gestellt war; er musste sich an der Wand festhalten, um sich durch die Küche zu seinem Platz am Kopfende des Tisches zu schleppen.

Er machte es sich mühsam auf seinem Stuhl bequem und begann, das Abendgebet zu sprechen, doch die Worte kamen ihm nur mühsam über die Lippen. Als er geendet hatte, hob Abram mit seinem gesunden Arm den Löffel und begann zu essen. Der Rest der Familie tat es ihm nach, die Kinder löffelten

gierig die Suppe, als hätten sie Sorge, dass sie verschwinden könnte, bevor sie die Gelegenheit hatten, sie aufzuessen. Die traurige Wahrheit bestand wohl darin, dass es weniger ein Hühnereintopf war als vielmehr eine wässrige Knochenbrühe mit ein paar Pastinaken, ein paar verlorenen Kohlblättern und den grausig aussehenden Stücken des klein gehackten Huhns. Trotzdem bemühte Immanuelle sich, langsam zu essen und jeden Bissen zu genießen.

Anna versuchte wieder eine freundliche Konversation in Gang zu bringen, aber ihre Versuche waren vergeblich. Martha hielt den Blick auf ihre Schüssel gesenkt, die Mädchen waren klug genug, um nicht das Wort zu ergreifen. Sie fürchteten den Zorn ihres Vaters.

Aber auch Abram sagte nicht viel. Das tat er an den Tagen, an denen es ihm so schlecht ging, ohnehin selten. Immanuelle konnte ihm den Schmerz ansehen, einst die Stimme des Propheten gewesen zu sein und nun seit dem Tod ihrer Mutter in Bethel als Außenseiter zu gelten, verflucht vom Vater für seine mangelnde Strenge. Zumindest kursierten solche Gerüchte.

In Wirklichkeit wusste Immanuelle nur wenig von dem, was mit Abram nach dem Tod ihrer Mutter geschehen war. Alles, was sie wusste, waren kleine, böseartige Anspielungen, die Martha hin und wieder von sich gab, Bruchstücke einer Geschichte, die zu übel war, als dass man sie am Stück hätte erzählen können.

Vor 17 Jahren hatte ihre Mutter Miriam, die gerade erst mit dem Propheten verlobt worden war, eine

verbotene Beziehung mit einem Farmerjungen aus den Vororten begonnen. Monate später, nachdem man diese Verbindung entdeckt hatte, war dieser Farmerjunge wegen seiner Verbrechen gegen den Propheten und die Kirche auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Doch Miriam hatte man verschont, der Prophet hatte sie aufgrund ihrer Verlobung mit ihm begnadigt.

Dann, in der Nacht vor ihrer Hochzeit, hatte Miriam, verrückt vor Trauer und im fieberhaften Wunsch, den Tod ihres Geliebten zu rächen, sich in den Schlafraum des Propheten geschlichen, während er schlief, und versucht, ihm die Kehle mit seinem eigenen heiligen Dolch aufzuschlitzen. Aber der Prophet war erwacht und hatte sie und den Angriff abwehren können.

Noch bevor die Wachen des Propheten sie hatten ergreifen können, war Miriam in die Dunklen Wälder geflohen, die Heimat Liliths und ihres Hexenzirkels, wo sie dann spurlos verschwunden war. Miriam hatte später behauptet, dass sie die schweren Wintermonate allein in einer Hütte mitten in der Wildnis verbracht habe. Aber angesichts der Kälte des damaligen Winters und der Tatsache, dass man diese Hütte nie gefunden hatte, glaubte niemand in Bethel ihre Geschichte.

Monate vergingen, ohne dass ein Lebenszeichen von Miriam gefunden worden wäre. Dann, in einer Nacht, mitten in einem heftigen Schneesturm, war sie aus den Dunklen Wäldern wiederaufgetaucht, hochschwanger mit der sündigen Leibesfrucht ihres

Geliebten, der auf dem Scheiterhaufen gestorben war. Nur Tage nach ihrer Rückkehr brachte Miriam Immanuelle zur Welt.

Während seine Tochter sich bei den Wehen die Seele aus dem Leib schrie, traf Abram ein Schlag, so schwer, dass seine Glieder seither verdreht und seine Knochen und Muskeln verzerrt waren. Seine Kraft und seine aufrechte Gestalt waren ihm seither genommen, ebenso seine heiligen Gaben. Miriam kämpfte und gebar und glitt dann schließlich ins Jenseits. Beinahe wäre es ihm genauso ergangen. Es war ein Wunder, dass der Vater ihn errettet und dem Abgrund des Todes noch einmal entrissen hatte.

Doch Abram hatte für Miriams Sünden gelitten und würde auch weiterhin leiden, bis er eines Tages starb. Vielleicht hätte er weniger gelitten, wenn er die Kraft besessen hätte, Immanuelle für die Sünden ihrer Mutter ebenfalls zu verbannen. Oder Miriam nicht wieder aufgenommen hätte, als sie schwanger aus dem Wald zurückgekehrt war. Möglicherweise wäre er dann wieder in die Gunst des Propheten aufgenommen worden.

Aber das hatte er nicht getan. Und dafür war Immanuelle ihm dankbar.

»Du gehst ... morgen auf ... den Markt«, wandte Abram sich nun an sie. Es bereitete ihm Mühe, die Worte hervorzubringen. Jede Silbe bedeutete für ihn einen Kampf. »Verkauf den ... schwarzen Jährling.«

»Ich werde mein Bestes tun«, versprach Immanuelle mit einem Nicken. Wenn er entschlossen war, den Jährling zu verkaufen, dann hatten sie es bitter nötig.





[www.alexishenderson.com](http://www.alexishenderson.com)

Die Autorin Alexis Henderson hat einen Hang zu Dark Fantasy und Hexerei. Sie wuchs in einer Stadt auf, die für ihre Geistererscheinungen bekannt ist: in Savannah, Georgia. Darin hat ihre Liebe zu Geistergeschichten wohl ihren Ursprung.

Wenn Alexis ihre Nase nicht gerade in ein Buch steckt, malt sie oder schaut zusammen mit ihren Katzen Horrorfilme.

Alexis lebt heute in Charleston, South Carolina. *Das Jahr der Hexen* ist ihr erster Roman.

Infos, Leseprobe & eBook:

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)